

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Lahrer hinkende Bote oder Historisches Lesebuch für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, 1812**

Anekdoten und Erzählungen

**urn:nbn:de:bsz:31-69281**

Das gestohlene Schwein.

Eine Frau in einem nahe des Labe gelegenen Dorfe wollte eines Morgens ihrer Gewohnheit gemäß, ihrem Schwein Tränke bringen: aber wie groß war ihr Schrecken, als sie den Stall leer und ihr Liebling nicht wie bisher gesehen, mit einem heilighungrigen Geschnurre ihr entgegen kam, — Jes' Marie! man hat mir mein Schwein gestohlen, war das einzige was sie händeringend hervorbringen konnte. Endlich aber erholte sie sich doch vom ersten Schrecken und eilte nun unter Jammern und Wehklagen ihren Mann, der noch der süßen Morgenruh genoss, zu wecken und ihm unter bitterm Vorwürfen wegen seinem festem Schlaf, den entdeckten Diebstahl zu erzählen. Der gute Mann mußte nun wie billig wegen seinem festem Schlaf alle Schuld an diesem Diebstahl allein haben, weil er als Mann einen solchen Frevel hätte zu verhindern wissen sollen. Lange suchte er vergeblich zum Worte zu kommen, weil die erzürnte Frau bei jeder Bewegung seines Mundes eine Entschuldigung hören zu müssen befürchtete, und so wurde jedesmal sein: „aber liebe Frau,“ mit einer neuen Strafpredigt überschrien, bis er endlich einen Augenblick den sie zum athemschöpfen brauchte, geschickt zu benutzen wußte ihr die tröstlichen Worte zu sagen: daß ja das geliebte Schwein schon vorgetern geschlachtet worden sey, und deswegen wie sie sich doch wohl noch erinnern werde, den Stall mit einem Zuber, worin es noch eingekalten Urge, habe vertauschen müssen — Der hinkende Bote ging eben am Fenster vorüber und hörte diesen Streit, und lachte tüchtig über die Frau, die vermuthlich noch halb im Schlafe war. O, die armen Männer! dachte ich. Wäre das Schwein wirklich gestohlen gewesen, so hätte der gute Mann die Schuld tragen müssen, obwohl er so werth dafür gekonnt hätte als seine Frau. Wäre es an einem andern Orte gewesen, so hätte ich geglaubt: sie habe schon zu viel Schnaps zu sich genommen, allein in diesem Orte ist es nicht im Brauch, daß die Weiber Brantwein trinken. Komme ich den nächsten Winter wieder an diesem Hause vorüber, so will ich mir ein Stück Schinken von diesem Schweine ausbitten und

der Frau die Lebre geben: daß sie künftig erst denken solle ehe sie unnötigen Zank oder Streit anfange.

Der überlistete Pfarrer.

Ein Pfarrer predigte von der Wohlthätigkeit, und verscherte am Ende der Predigt seine anhänglichen Zuhörer: daß wer ihm etwas schenke, solches zehnmal wieder erhalte. Ein armer Mann wurde ergriffen von dieser Versicherung, und dachte im Heimgehen aus der Kirche, wie er sich durch dieses Mittel herausreißen könne aus seiner Armut. Als er nach Hause kam, so theilte er seiner Frau seine Gedanken mit: dem Herrn Pfarrer ihre einzige Kuh zu schenken. Justine! (so hieß die Frau) war es gleich zufrieden, befolgte sogleich den Willen ihres Mannes, und führte die Kuh in den Stall des Herrn Pfarrers zu seinen vielen Kühen. Drei Tage wurde die Hoffnung des armen Mannes auf die Probe gestellt, als er auf einmal seinen Wunsch auf das vollkommenste erfüllt sah. Es kam nämlich seine verschenkte Kuh mit den neun des Herrn Pfarrers in den Hof gelaufen, und er rief voll Freuden: Justine! schau heraus, den Segen Gottes, siehe hier ist unsre Kuh zehnmal wieder; komm heraus und binde sie an, ich will zum Herrn Pfarrer gehn, und ihm sagen, wie wahr er gepredigt habe. Aber hier kam der gute Mann schon an. Lieber Mann, sagte er, das sind meine Kühe, sie haben sich nur in seinen Hof verlaufen. Ja, sagte dieser, das ist ja eben der Segen Gottes, den Sie am Sonntag demjenigen verheissen haben, der Ihnen etwas schenken würde, und was Sie predigen, muß ja wahr seyn. Wollte nun der Pfarrer nicht als ein Lügner erscheinen, so mußte er seine neun Kühe mit dem Rücken ansehen und sie dem armen Manne überlassen.

Die Rechnung.

Woh fehlt der Hans? de galsch mer nit;  
 O, liebi Babil mi Frau ich hat  
 In d' Kindbett komme, denke dra!  
 Jez standt in der Rechnig a.

Was Rechnig! wenn heisch Hochzit gha?  
 Vor zwenzig Wuche — denke dra!  
 Jez meint doch, 's sei schler gar zoll —  
 Mi Mutter seit — 's muß vierzig si.  
 Necht! zwenzig Wuche heisch di Frau,  
 An zwenzig het sie dich so an —  
 E trifft pünktli uf d' Minute i,  
 Denn zwei Mol zwenzig wird vierzig si.  
 Gisch wehr, so trifft's uf d' Dapfi i,  
 Jez will freudig Vater si —  
 Dert dank in der Rechnig ghebt,  
 D' Frau hant nobl — nur mi nit seht.  
 Morli.

Schöne Handlung.

Die meisten meiner lieben Leser werden schon von der langwierigen Belagerung der Stadt Wien durch die Türken gehört haben, die sich im Jahr 1683 endigte. Damals droheten die blutgierigen Türken durch ihre starken Fortschritte nicht nur unser liebes deutsches Vaterland, sondern ganz Europa zu überschwemmen. Wien hemmte den reisenden Strom der Türken; mußte aber eine dreijährige harte Belagerung aushalten.

Zu jener Schreckenszeit lebte ein Mann in Wien, Namens Kolonitsch, Bischof zu Wienerisch Neustadt, und zugleich Präsident der Ungarischen Hofkammer in Wien. Schon bei Anfang des Türkenkrieges brachte er ein Anlehen von 600,000 Gulden für den Staat zusammen, welches zu jener Zeit eine bedeutende Summe war, und als bei wachsender Gefahr Kaiser Leopold I., der ihn sehr achtete, seine Residenz verließ, wurde er zum Mitgliede der Hofkommission ernannt, welche in dessen Abwesenheit die öffentlichen Staatsgeschäfte leiten sollte.

So war Kolonitsch eine bedeutende Person in dem bedrängten Wien, und nun war sein einziges Beirathen, seine Gewalt und Würde ganz zum Wohl der Stadt und des Staats anzuwenden.

Am die Mitte des Augustmonats brach unter den Belagerten die rothe Ruhr aus, welche fürchterlich wüthete, und täglich bei vierzig Menschen hinwegraffte. Hier zeigte sich der erble Bischof in seiner wahren Größe. Mit unermüdblichem Eifer machte er die trefflichsten Anstalten, schaffte Geld und Geräthschaften zu

Spitalsern her, beredete die geistlichen Gemeinschaften, daß sie ihre Häuser den Kranken öffneten, traf die nöthige Absonderung der gefährlichen Kranken, spornete die Aerzte und Krankenwärter zur Thätigkeit und willigen Hülfe an, untersuchte und verbesserte, was schon angeordnet war, tröstete die Leidenden, und verließ sie mit allem geistlichen und leiblichen Beistande: sein Hauptaugenmerk aber waren die gesunden Soldaten, welche er wider das wüthende Uebel so eifrig bewachte, als nur immer von diesen die Wälle bewacht werden konnten. Der Großvezier, der die Stadt belagerte, und dem alles zu Ohren kam, schwur, daß beim Eintritte in die Stadt sein erstes Geschäft seyn würde, dem patriotischen Priester den Kopf abschlagen zu lassen.

Aber gefehlt, Herr Großvezier! dieß es da. — Die Vorsehung läßt es nicht so leicht zu, daß so braven Männern der Kopf abgeschlagen werde. — Wien wurde durch die tapfern Deutschen entsezt, und die Türken mußten mit Hinterlassung ihres ganzen kostbaren Lagers die Flucht ergreifen.

Als nun die siegreichen Truppen sich in die ungeheure Beute des Türkenlagers theilten, kam auch der verdienstvolle Bischof K., und sagte lächelnd: „Ich glaube auch an der Beute Antheil nehmen zu dürfen, da ich auch an dem guten Ausgange der Sache Antheil habe. Ich will aber, fuhr er fort, von dem was übrig ist mir meine Beute selbst nehmen.“ Und was glaubt ihr, liebe Leser, was noch übrig war? Es waren die von den Türken zurückgelassenen Kinder, welche er im ganzen Lager zusammen sammelte, und das mit einem Eifer als wären es die köstlichsten Edelsteine. Ihre Zahl belief sich über 500. Er kaufte sie nun und sorgte für ihre Bildung und Erziehung, und so erzog er dem Staat gute Christen und nützliche Bürger und Bürgerinnen.

Dieser brave Bischof, als ächter Nachfolger Christi, kann mit unserm frommen Sellert sagen:

Du ruft (o möchte Gott es geben!)  
 Vielleicht auch mir ein Selger zu:  
 „Heil sei dir! denn du hast mein Leben,  
 „Die Seele mir gerettet, du!“  
 O Gott! wie muß dieß Staak erfreun,  
 Der Retter einer Seele seun!



die auch das härteste lindert goß auch hier den lindernden Balsam in die tief geschlagenen Wunden. Die meisten Bewohner haben sich nun in der untern und nur wenige in der obern Stadt angebaut, denn oben war sonst die eigentliche Stadt und durch die immer anwesende Garnison Verdienst für die Einwohner, der jetzt ganz wegfällt. Daher ist aber auch oben jetzt noch die Zerstörung auf das gräßlichste sichtbar. — Hier sind zerstörte Klöster, Garnisons-, Stadt-, und Privat-Gebäude und liegen zum Theil ganz, theils halb in Schutt. Sie fangen jetzt an hie und da den Schutt aufzuräumen und Gärten anzulegen.

### Fernere traurige Schicksale.

Noch war er jedoch nicht ausgetrunken der bittere Kelch der Leiden, die der zerstörende franz. Revolutionskrieg in seinem Schooße trug. Viele Bewohner hatten sich nach und nach wieder angebaut und eingerichtet, da kam im Jahr 1796. der bei uns allen bekannte so schreckliche Uebergang der Franzosen über den Rhein bei Kehl. Breyfach ward von ihnen verschantzt, und bei dem nachherigen Rückzug gegen die Oestreicher vertheidigt und abgeschnitten von der deutschen Seite. — Im Jahr 1799. wurden sie von den Oestreichern ein ganzes langes Jahr blockirt, welche sowohl in dem eine Viertelstunde davon entlegenen Hochstetten als auch in Breyfach Häuser abrißen und durch die Franzosen aller Frucht- und anderer Bäume beraubt, das ihnen 50 lange Jahre fühlbar seyn wird. Im Winter von 1801 bis 1802 wurde der Rhein um die Stadt geleitet und Breyfach zur Insel gemacht, und in den Wintermonaten von 1805 auf 1806 ward die unglückliche Stadt aufs Neue verschantzt. — So waren die Jahre von 1793 bis 1806. theils mehr theils weniger harte Prüfungsstage der Breyfacher, indem nach dem Bombardement Verschanzungen und Belagerungen mit einander abwechselten; auch hörte der Wechsel ihrer Landesherren noch nicht auf. Sie wurden in dieser Zeit dem Herzog von Modena, und nachher dem Erzherzog Ferdinand von Oestreich zugescheit, bis sie endlich im Jahr 1806. an das Großherzogliche Haus Baden kamen. — Wäde nun der Landesherrenwechsel bei ihnen aufhöret, und ihre Stadt nicht gleich Kehl zu einem franzö-

sischen Plas erklärt werden; denn ganze Generationen gehören dazu einheimisch zu werden in einem neuen Vaterlande.

Die Bürgerzahl von Breyfach ist 900. nebst 70 Judenfamilien welche letztere in der untern Stadt gegen den Rhein in einer h. sondern Gasse wohnen. Es ist ein Oberamt da, das mit einem Ober-, und Bezirksamtmann besetzt ist.

### Merkwürdigkeiten.

Die größte Merkwürdigkeit ist der Berg selbst der hart am Rhein liegt. Er ist großentheils ganz steil von einer schwarzlichen Felsenmasse aufgetürmt. Die Grundlage desselben besteht gleich dem Gebürge des Kaiserstuhls aus einer Art Basalt, der sich aus dem Wasser gehoben hat und durch unterirdisches Feuer verändert worden ist.

### Das Münster.

Die Kirche oder das Münster steht in der obern Stadt erhaben auf dem Berge, und hat bei dem Bombardement von 1793. manchen harten Schuß der Franzosen aushalten müssen, doch konnten sie nichts als den Dachstuhl durch ihre glühenden Bomben zerstören, der jedoch jetzt wieder erbaut ist. Sie ist, obgleich altgothisch erbaut dennoch nicht übel, und durch die neue innere Reparatur heiter und angenehm.

### Der silberne Sarg.

Ein schönes Kunststück ist der silberne Sarg der die Gebeine des heiligen Gervasius und Protasius in sich faßt. Es muß dabei der Kunstreich der Alten sowohl, als der Kosten aufwand bewundert werden, der aus den Mitteln der Bürger zusammen floß, und ein Beweis ihres vormaligen Wohlstandes ist. — Nicht weniger verdienen die Figuren am Hochaltar einer Erwähnung. Es sind Gott Vater, Sohn und heil. Geist in Menschengröße, und die vier Evangelisten mit ihren Sinnbildern in Brustbilder, alle mit unbeschreiblicher Mühe aus einem Holzstamme geschnitten. Auch befinden sich in der Kirche viele Grabsteine berühmter Feldherren und anderer hoher Personen.

### Klöster.

Es waren hier vier Klöster, nemlich ein

Frauen, und drey Mannsdörfer, die letztern waren Augustiner, Franciskaner und Capuziner. Jetzt liegt sie nun da die Gebäude die vormals die obere Stadt von Breysach zierten, ausgenommen das Frauenkloster, das wieder zur Hälfte unter Dach steht und zur Stadtschule gebraucht wird. Die Nonnen machten sich vorzüglich nützlich durch Erziehung junger Frauenzimmer. Vor längerer Zeit war auch ein Gymnasium da, das die Augustiner besorgten.

### Der Radbrunn.

In der mittlern oder Hauptstraß: der obern Stadt, stehen mitten auf dem Platz die Ruinen des oben schon erwähnten Radbrunnens, welcher der Sage nach, als noch der Platz aus Berg und Thal bestand aus dem Thal herauf gebaut und dann gebohrt wurde. Durch ein großes Rad, das den ganzen Tag durch Menschen umgetrieben wurde, ward das Wasser herauf geschöpft und so für  $\frac{1}{2}$  kr. per Eimer an die obern Einwohner abgegeben. Oben drüber waren Gefängnisse, wo eben der tyrantische Hagenbach gefangen saß.

### Die Cisterne.

Auch in dem ehemaligen Capuziner-Kloster war durch eine angelegte Cisterne ein Brunn. Alles Regenwasser in den Umgebungen des Klosters wurde darein geleitet, und durch Sand und Kiez gereinigt, zum besten Trinkwasser umgeschaffen.

### Das Rheinthor.

Oder der Brückenkopf, ist ein von Ludwig XIV. König von Frankreich erbautes großes schönes Gebäude und ist ein Beweis französischer Baukunst. Da die Brücke nicht mehr da ist, so kann der schöne Prospect davon nur auf dem Rheine vollkommen gesehen werden. Jetzt ist das Gebäude von den Armen bewohnt welche so viele Jahre in den Höhlen zubrachten.

### Die Schiffbrücke.

Von 1793 bis 1805 war Breysach ohne Brücken, Verbindung mit dem jenseitigen Elsaß, aber im Nov. desselben Jahrs erbauten die Franzosen eine Schiffbrücke und unterhalten sie; doch ziehen sie auch das theure Brückengeld; die französische Wache ist diesseits der Brücke, die beynähe an die ersten Häuser Breysachs sitzt.

### Das Zucht haus.

liegt in der untern Stadt und war ehemals aus dem Vorderortreich stark besetzt. Seit dem Bombardement ist es nicht wieder erbaut worden, sondern liegt gleich so vielen andern Gebäuden öde da.

Ich könnte der größern und kleinern Merkwürdigkeiten Breysachs noch mehr erwähnen, allein ich fürchte meine Leser zu ermüden; auch bin ich beschränkt durch den Platz dieser wenigen Bogen, und muß auch ein wenig Raum für diejenigen Leser übrig behalten welche den Spaz lieben.

### Abschied.

Lebt also wohl ihr Einwohner von Breysach. Gott und die Zeit wird auch die jetzt noch offenen Wunden heilen, wenn ihr Glauben und Hoffnung habt.

Meinen herzlichsten Dank und Lebewohl dem braven Manne der mich mit so viel Gefälligkeit und Güte bei dieser mühsamen Arbeit unterstützte.

### Heimreise.

Am Sechsten Tage trat ich meinen Rückweg am Rhein herunter an. Gerne hätte ich auf dem Rheine selbst bis Wittenweier die Reise gemacht, um auch die Schönheiten einer Rheinreise genießen zu können; allein ich hatte noch verschiedenes auf dem Lande zu sehen und zu bemerken, und mußte also meinem Wunsch aufgeben. Ich gieng also gerade herunter auf einem nicht gut unterhaltenen Wege und kam nach

### Birkheim

einem kleinen Städtchen das an dem Berge hinauf gebaut ist und nebst Ichingen und Rothweil dem Herrn von Fahrenberg gehört. Auf der halben Höhe des Berges ist das Verfallene Schloß Sponck. Der Herr von Fahrenberg hat jetzt seinen Wohnsitz in Rothweil, das in das Gebürg sich ziehend ein großes wohlhabendes Dorf ist, viel Wein zieht, und in seinen Bergen einen reichen Steinbruch von Traß oder einem vortrefflichen Ofenstein hat.

Nähe bey Rothweil hart am Fuße des Todtentopfes, der höchsten Höhe des Kaiserstuhls ist das kleine nur 70 Bürger starke aber durch reichen Obst und dem herrlichsten Weinbau vortreffliche Dorf Bickensohl, eine Stundt davon unfer Rothweil Bi-

Schoffingen, von 80 Bürgern, das wie Weiskirchen von jenem 1 Stunde entfernt ein Dorf von fast 60 Bürgern und Königshausen von 120 Bürgern den lieblichsten Wein und mannigfaltiges vortreffliches Obst in großer Menge erlanzt. Hier in dieser Gegend des westlichen Kaiserstuhles von Weiskirchen bis Königshausen wird der edelste Wein des Kaiserstuhles gepflanzt, darum mögen meine Leser es mir verzeihen, daß ich hier mich selbst in meiner Reisebeschreibung unterdrecke, und ihnen über den

### Weinbau des Kaiserstuhles

einiges sage: Unter den Weinbergen unseres Vaterlandes nimmt der Kaiserstuhl in Rücksicht auf Güte des Weines eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Mehrere seiner Weine, wie die besten Gattungen von Fhringen, Bischofsingen, Weiskirchen und Königshausen, sind die mildesten, lieblichsten und gesündesten Weine des Vaterlandes und dennoch reich an Geist und Kraft. Andere, wie der vom Weiskirchler Kaiserberg wetteifern kühn an Güte, Kraft und Feuer mit den berühmtesten Weiskirchlern, und sind wohl schon zur See nach London in Engelland und nach Petersburg in Rußland gekommen, und dort nicht weniger als die beliebtesten Weine Europas geschätzt worden. Noch andere rotthe, wie z. B. der Dannack er von Endingen und andere wetteifern mit Burgunderweinen. Sie wachsen auch fast alle diese auf dem schwarzen Basalt und lavaartigen Steinen, ähnlich den Bergen, auf welchen die berühmtesten Rheinweine von Johannisberg, Nierenstein etc. wachsen. Der Reichtum des Landes am Kaiserstuhl hindert es, daß man nicht wie anderwärts, z. B. im Elsas im Herbst die Kämme und das Schabbaste der Trauben absondert. An mehreren Orten muß auch der Volksmenge wegen reichliche Düngung eine größere Menge Wein erzeugen auf Unkosten der Güte. Ohne diese Umstände müßten die Kaiserstühler Weine noch in höherem Range stehen. Doch könnte und sollte allerdings an mehreren Orten des Kaiserstuhles noch vieles zur Verbesserung des Weinkaus geschehen, z. B. schon dadurch, daß man auf alle die Güter keine Neben pflanzt, auf die man mit Pflug und Wagen leicht kommen kann, und daß man sich nicht bloß mit den gewöhnlichen Sorten von Trauben begnügt,

sondern auch solche edlere anpflanzte, die unserem Himmelsstrich und Boden angemessen sind und Reife erhalten. Der Weinbau ist zwar zuweilen sehr einträglich, fodert aber auch viele Unkosten und Mühe, und lohnt beyde oft gar nicht oder nur kümmerlich. Der Ackerbau gibt einen sichern Gewinn bey wenigern Unkosten und Arbeiten. Darum sollten unsere Weinbauer, um unsere Weine dem Ausland werthber und sich ihre Mühe lohnender zu machen, alles thun, den Weinbau zu veredeln, damit auch ein mittelmäßiger Herbst, der ja der gewöhnliche ist, durch höhere Güte des Weines, den Mangel des reichen Herbstes ersetze.

In Rücksicht auf die Menge des Weines nimmt der Kaiserstuhl unwidersprechlich die erste Stelle unter den Weinbergen unseres Vaterlandes ein. Denn in einem Jahr, wie unter andern 1804 hat er wohl 100,000 Saum ertragen, wovon auf Bahlingen und Eischstetten wohl  $\frac{1}{3}$  kommt. Nirgends findet man wohl auch neben den gewöhnlichen so vielerlei edle Gattungen von Weinstöcken, als in einigen Orten des Kaiserstuhles, wie z. B. Weiskirchen etc. In den Bahlinger Pfarreien hat der ehemalige für alles Gute unermüdet thätige, edle, unvergeßliche Pfarrer Trostel vor einigen Jahren 22 Gattungen von Weinstöcken gepflanzt, um zu vernünftigen Versuchen, den Weinbau zu veredeln, zu ermuntern, und sie gediehen glücklich, und gaben jenen herrlichen, lieblichen, gesunden Wein, bey dem man mit Freuden des vortrefflichen Gesanges des deutschen Dichters auf den Rheinwein gedachte:

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle,  
Wie war' er sonst so gut,  
Wie war' er sonst so edel und so stille,  
Und doch voll Kraft und Muth!

Den ersten Weinbau erhielt der Kaiserstuhl von den Römern, und er hat mit dem Rheingau überhaupt die Ehre, zuerst deutschen Wein getragen zu haben. Was davon die Geschichte der frühern Zeiten lehrt, bestättigt auch so Manches in der Art und Weise des Weinbaues daselbst. Ein römischer Weise und Dichter, um auch meinen lieben Lesern den Namen dieses Ehrenmannes zu nennen, Virgilius, lehrte schon 50 Jahre vor Christi Geburt folgende zweckmäßige Ordnung der Weinstöcke:

• • • • •



Und eben diese Ordnung findet man auch noch in einzelnen Weinbergen an Orten, wo sie gewiß von frühern Zeiten her fortgeerbt ist, wie z. B. in Bickensohl.

Die besten und berühmtesten Kaiserstühler Weine sind übrigens: zu Bahlingen der Stürmel, bey dem Silberbrunnenbad, in einem von dem ehemaligen, um vieles Gute sehr verdienten Vogt Beck gepflanzten Weinberg.

In Böhlingen, in dem von Herrn Geh. Hofrath Enderlin angelegten Weinberg. Zu Ihringen, besonders der weiße aus den Weinbergen Winkler und Taubenrain. Zu Bickensohl, besonders der weiße vom Käferberg. Im Allgemeinen die Weine zu Bischofsingen, Reifelheim und Königshausen. In Reifelheim zeichnet sich noch besonders aus, der Wein vom Gestühler Berg. In Endingen der rothe Tannacker. Nicht so bedeutend ist Ichtingen, das durch den Verlust seiner Felder und Wiesen, die ihm der unersättliche Rhein verschlingt, mehr arm als reich ist.

### Saspach

auf das ich nun kam hat auch eine unüberschbare Strecke von Wiesen und Ackerfeld, selbst Häuser im Rheine liegen; doch hat es noch ein lachendes Fruchtfeld auf der andern Seite des Berges, Saspach gehört dem Herrn von Girardi, der sich durch seine Oekonomie, und besonders durch die Anlage eines Weinberges sehr verdient macht. Es ist die Limburger Halde, die seit Jahrhunderten öde da lag, und der er nun durch diese Anlage einen Wein entlocken wird, dem schwerlich der beste Elsaßer Edelwein an die Seite gesetzt werden darf. In drey Jahren wird der Weinberg fertig seyn. Und es ist um so verdienstlicher für den Herrn von Girardi, da er von seiner frühesten Jugend in Paris lebte und da erzogen wurde, und nachher 24 Jahre in Königl. franz. und andere Militairdiensten war, also in seinen frühern Jahren von Oekonomie und Landwirthschaft nichts kannte. Der hinkende Bote freut sich allemal solcher nützlichen Unternehmungen, und wünscht, daß dieser Edelmann mehr Nachahmer finden möchte. Er hatte die Güte mich auf die Ruinen von Limburg zu begleiten. Es sind die Ruinen eines Schlosses wo Kaiser Rudolph von Habsburg

geböhren wurde, und von dem das östreichische Kaiserhaus abstammt. Eine Aussicht ohne gleichen ist hier und auf dem Hügel höher hinauf. Am Fuße der Ruinen, der Rhein mit seinen vielen Inseln und über demselben das schöne Elsaß, wo einige hundert Ortschaften ersehen werden können.

Wein Weg führte mich nun über Königshausen, einem großen schönen und wohlhabenden Dorfe nach

### Endingen

einem freundlichen schönen Städtchen, wo ich im Pfauen eben recht zum Mittagessen kam und in guter Gesellschaft trefflich bewirthet wurde. Endingen verdient eines besondern Lobes; Etwas beschränkt durch seinen Bann, ohne Fluß und Wiesen ist es dennoch sehr blühend und wohlhabend. Es werden sehr große Jahr- und Wochenmärkte da gehalten; auch gute Handels- und Wirthshäuser und viele wohlhabende Bürger sind hier, von denen Jeder seinen eigenen Feld- und Weinbau hat. Unter letzterm zeichnet sich besonders der Tannacker Rothe aus, der nur auf einem Bergle das 9 Fauchert groß ist wächst, aber dem rothen Zeller bei Offenburg an die Seite gesetzt werden kann.

Bergnügt reiste ich weiter über Forchheim, wovon ich oben schon einiges gesagt habe; dann durch das schöne, große Weisweil, von welchem ich noch nachzuholen habe, daß vor wenig Jahren eine Eiche da abgehauen wurde, deren unterster Stamm noch steht, wie vielleicht ganz Deutschland keine mehr aufzuweisen hat, und die wohl über Tausend Jahre alt gewesen seyn mag. Sie gab bey ihrer Bertheilung 60 Wagen voll großes und kleines Holz.

Auch durch Ober- und Niederhausen kam ich und traf gleich Weisweil die trefflichsten Hanffelder an. Eben so in Ruff, das dem Herrn von Bocklin gehört, welcher durch seine wissenschaftliche Bildung und als Schrifsteller bekannt ist. Außer dem Hanfbau wird hier, so wie in den beiden folgenden Orten Tappel und Grafenhausen sehr viel Taback gebaut, der in diesem Jahre so gut gedeiht, daß die Pflanze einer sehr guten Taback-Erndte und einem schönen Beutel voll Geld entgegen sehen können.

Abends spät kam ich nun über Derschweiler

und Mahlsberg in meiner lieben Heimath an, und freute mich der schönen zurückgelegten Reise.

### Wunsch, Bitte und Abschied.

Indem ich nun von meinen lieben Lesern und Landsleuten für dieses Jahr den herzlichsten Abschied nehme, bitte ich zugleich mit meinem guten Willen vorlieb zu nehmen: sie zu belehren und zu unterhalten. Wit und Laune lassen sich nicht so leicht als mancher denkt mit der Belehrung vereinen. Erfahrt ihr doch manches hier was ihr noch nicht wußtet oder vergessen habt. Wie aufmerksam und voller

Begierde sind wir oft nicht, wenn wir von fremden Ländern erzählen hören, und unser Vaterland sollte uns unbekannt bleiben? Es ist deshalb mein Vorsatz jedes Jahr eine kleine Reise in unserm Vaterland zu machen, und das Merkwürdigste meinen Lesern in diesem Kalender mitzutheilen. — Belehrungen und Unterstützungen nehme ich mit herzlichem Dank; auch nöthigenfalls gegen Honorar an, obwohl mich die Reisen schon viel Geld kosten. Lebte also gesund bis wir wieder zusammen kommen.

Lahr, den 24. Jul. 1811.

Der Lahrer hinkende Bote.

## Anekdoten und Erzählungen.

### Nahyda, die gute Tochter.

[Eine wahre Geschichte.]

(Mit einer Vorstellung.)

Unter der Regierung der Kaiserin Katharina lebte in einem kleinen Städtchen des Gouvernements Katharinoslaw in Rußland ein ehrlicher, von allen seinen Nachbarn und Bekannten sehr werthgeschätzter Zoll-Einnehmer, Namens Tzernikow. Still und anspruchslos lebte er der treuen Erfüllung seiner Pflicht, und in der ganzen Gegend hieß er nur der ehrliche Zollner. Eine zärtliche Gattin und eine wohlgezogene Tochter von sieben Jahren machten das Glück seines Lebens aus. Die Familie war nur klein; aber sie war das schönste Muster häuslicher Glückseligkeit. Alle hingen mit inniger Liebe an einander, und Jeder that mit Freuden, was er dem Andern nur an den Augen absehen konnte.

„Wie glücklich wir sind!“ sagte der brave Tzernikow öfters zu seiner Frau, wenn er in dem Herzen Nahyda's (dies ist der Name der Tochter) die schönen Tugenden des Mitleids, der Sanftmuth, der Bescheidenheit und Arbeitsamkeit sich entwickeln sah, „wie glücklich wir sind! Wir erfreuen uns einer dauerhaften Gesundheit, sind frei von den Sorgen der Nahrung, werden von allen unsern Bekannten geliebt und geschätzt, und unsere Nahyda macht uns täglich Freude, durch die Beweise eines guten, vor trefflichen Herzens. Sie berechtigt uns zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft.“

Doch reines, ungetrübtes Glück ist nicht das Loos der Menschheit, und früher oder später mischt das Schicksal einige Tropfen Wermuth in den Kelch der Freude. Nicht selten überreicht uns das Unglück, wenn wir es am wenigsten vermuten, vielleicht gerade, wenn unser Herz mit Heiterkeit und Freude erfüllt ist. — Oft wölkt sich am schönsten, heitersten Sommertage am fernem Horizonte ein schwarzes Gewitter, zieht schnell und verderblich herauf und überzieht den Himmel mit einem finstern Teppich.

Diese traurige Erfahrung mußte auch jetzt der gute Tzernikow machen. Ohne daß er es ahnete, bereitete sich ihm ein großes Unglück. —

Ein angesehener Kaufmann zu Tcherfon, der sich durch Schleichhandel bedeutende Reichthümer erworben hatte, führte eine große Menge Waaren aus dem schwarzen Meere durch den Dnieper ins Innere von Rußland. Aus Gewinnsucht entzog er dem Staate die gebührenden Abgaben, und wußte durch Geschenke und Bestechungen manchen unredlichen Zoll-Offizianten für seine Absichten zu gewinnen. An der strengen Gewissenhaftigkeit unsers Tzernikow aber scheiterte die Verrügeret des Kaufmanns. So oft er es auch versuchte, den ehrlichen Zollner in seinem Diensteifer einzuschläfern, so oft mußte er sich auch, zu seiner Beschämung, mit Sprödigkeit zurückgewiesen sehen. Und hätte er dem braven Tzernikow alle Schätze Peru's hingelegt, er würde ihn nicht einen Schritt breit vom Wege des Rechts und der Pflicht abgedruckt haben.

Doch der Unredliche läßt sich durch die Unerblichkeit der Rechtschaffenen nicht gern in seinen Plänen stören; um zu seinem Zweck zu gelangen, erlaubt er sich jedes Mittel, sey es auch noch so ungerecht und verwerflich. — Der Kaufmann konnte keine Waaren mehr, selbst heimlich und verstoßen nicht, vor Nikitin (so hieß Tzernikow's Wohnort) vorbeiführen; denn der strengen Wachsamkeit des Zollners entging nichts. Der bedeutende Zoll, den er hier entrichten mußte, machte, daß er keinen so großen Gewinn, wie bisher, davon ziehen konnte.

Das mußte abgeändert werden, und sollte auch der redliche Tzernikow darüber zu Grunde gehen. Der Kaufmann hatte bedeutende Freunde am Hofe zu Petersburg, und auch der mächtige Fürst Potemkin, der Liebling der Kaiserin, war ihm gewogen. Als er demselben einst einige kostbare Artikel des Luxus überreichte, mit der unterthänigsten Bitte, dieselben als einen schwachen Beweis seiner unbegrenzten Hochachtung anzunehmen, so schrieb er ihm auch: „Ich halte es zugleich für

meine Pflicht, Ew. Durchlaucht anzuzeigen, daß der Zoll-Einnehmer Tzernikow zu Nikitin in sehr ungebührlichen Ausdrücken von Ihrer Majestät der Kaiserin und von Ihro Fürstl. Durchlaucht gesprochen hat, damit Ew. Durchlaucht künftig auf diesen gefährlichen Menschen ein wachsames Auge richten.“

Wehr bedurfte es nicht bei dem argwöhnlichen Potemkin, um bei der Kaiserin eine Ukase vom 21. September 1791 auszuwirken, nach welcher der unglückliche Tzernikow auf unbestimmte Zeit nach Sibirien verwiesen wurde. — Acht Wochen darauf kam dieser kaiserliche Befehl an den Statthalter vom Gouvernement Katharinsk an.

Oben sah die gute Familie mit einigen ihrer Nachbarn im traulichen Gespräche beisammen, als der Sergeant mit der Wache zur Thüre hereintrat, dem erschrockenen Tzernikow den Befehl der Kaiserin bekannt machte und ihn sogleich in Verhaft nehmen wollte. — Wer beschreibet den schrecklichen Eindruck, den diese Nachricht auf die unglückliche Familie machte? (siehe die Vorfälle). Starr und sprachlos sahe Tzernikow dem Sergeanten ins Gesicht; bleich und beunruhigt lag sein theures Weib auf der Erde; weinend und wehlagend umklammerte Nahoda ihre Mutter, die Nachbarn waren erschrocken davon gelaufen. — Es war ein heftiger Donnerschlag aus der heitern Bläue des Himmels, der sie Alle betäubte.

Die Soldaten waren gerührt über den jammersvollen Anblick; aber ihre harte Pflicht nöthigte sie, den unglücklichen Vater an das Gefängniß zu erinnern. Da löste sich der Schmerz der Familie in Klagen und Thränen auf. Die erste heftige Erschütterung war vorüber, die Besinnung kehrte zurück, aber damit auch das ganze Gefühl ihres Unglücks.

„Sei ruhig, Liebes Weib,“ sagte endlich Tzernikow mit gefasstem Muthe, „sei ganz ruhig. Es wird wahrscheinlich ein bloßer Irrthum seyn. Ich habe ja nichts verbrochen, bin so unschuldig, wie die Sonne am Himmel. Unsere Kaiserin ist gerecht und wird Niemanden ungehört verurtheilen. Meine Unschuld wird anerkannt werden, und ich kehre frei und ungehindert in meine Wohnung zurück.“ —

Er wollte Abschied nehmen von seiner Frau und Tochter und der Wache folgen; aber da entstand ein schöner Kampf der Liebe und Treue. Seine Gattin wollte ihn durchaus nicht verlassen und ihm ins Gefängniß folgen. Er suchte sie durch Bitten und Vorstellungen davon abzubringen — aber vergebens; er mußte endlich ihren dringenden Bitten nachgeben. Auch Nahoda klammerte sich fest an ihren Vater; er nahm sie auf seinen Arm, und da ging der redliche, schuldlose Mann hin mit Frau und Kind ins Gefängniß. Alle Nachbarn und Freunde, die diesen traurigen Anblick sahen, blickten ihnen mit thränendem Auge nach und erstreckten ihnen mit einem Seufzer Hilfe und Beistand von oben herab.

Lange sannnen die beiden Eheleute im Gefängniß hin und her, um sich die Fragen zu lösen: was man

ihnen denn für ein Verbrechen zur Last legen könnte, und wer ihnen ein so großes Unglück bereiten hätte? Tzernikow fiel endlich auf den Kaufmann aus Cherson, den man ihm immer als einen böshafsten und rachsüchtigen Menschen gebildet hatte. Er entzann sich, daß ihm derselbe einfiel, als er seinen sträflichen Antrag mit Verachtung zurückgewiesen hatte, im Hone sagte: „Herr, Sie sollen es einfiel noch bitter bereuen, mich so schnell abgewiesen zu haben.“ Aber wie konnte es der Kaufmann wagen, ihn ein Verbrechen anzukübeln, da er doch selbst der Schuldige war, und froh seyn mußte, wenn der Zöllner seine heimlichen Verneinungen der Regierung nicht anzeigte? — So weit, meinte der ehrliche Mann, könnte es ja die besorgteste Bosheit nicht treiben.

Am folgenden Morgen wurde Tzernikow zum Richter geführt, der ihm den kaiserlichen Befehl vorlegte, und ihm antrug, sich binnen vier und zwanzig Stunden zur Abreise bereit zu halten. Tzernikow fragte nach der Ursache eines so harten Urtheils. „Die ist in der Ukase nicht angegeben,“ sagte der Richter, „und ich weiß sie auch nicht. Ich kenne Sie zwar als einen rechtlichen und braven Mann, und nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem traurigen Schicksale; indes wir müssen blindlings die Befehle der Kaiserin vollstrecken, und dürfen, bei Gefahr unsers Lebens, kein Jota daran ändern. Sie mögen heute noch Ihre häuslichen Angelegenheiten in Ordnung bringen; morgen aber müssen Sie ungerührt abreisen.“

Tzernikow ertrug sein Schicksal mit Ruhe und Staudhaftigkeit; denn ihn stärkte das frohe Bewußtseyn der Unschuld. Sein Herz war rein und sein Gewissen unbeschuldigt. Nur der Gedanke an seine geliebte Gattin und Tochter erfüllte seine Seele mit Traurigkeit. „Wer wird sie,“ fragte er sich, „vor den drückenden Sorgen der Nahrung schützen? Wer wird sie trösten in ihren Leiden? Wer wird sie schützen bei ihrer Schwachheit? — Ach, und meine theure Nahoda, wird sie ihre kindliche Unschuld, ihr sanftes, gefühlvolles Herz, ihren offenen, für alles Gutes und Schönes so empfänglichen Sinn nie verlieren? O daß ich diese schöne Blume, die ich mit so vieler Liebe pflanzte und mit so großer Sorgfalt aufzog, sich nicht kann entwickeln sehen!“

Doch sein gutes Weib verschwendete diese quälenden Gedanken aus seiner Seele. Sie war fest entschlossen, ihren Garten nach Sibirien zu begleiten, um Glück und Unglück, Schmerz und Freude mit ihm zu theilen, um ihm die trüben Tage seines Lebens zu erheitern, um für ihn zu arbeiten, wenn er ermüde; ihn zu pflegen, wenn er krank werde; ihn zu trösten, wenn er verzage. Auch Nahoda wollten sie mit sich nehmen, und gemeinschaftlich für die Ausbildung ihres Geistes und für die Veredlung ihres Herzens sorgen.

Mit getrostem Muthe bestiegen sie am folgenden Morgen die Kibitze, die sie nach dem kalten, eisigen Lande bringen sollte. Ach, es war wohl der schwerhafteste Augenblick ihres Lebens, als sie ihre Wohnung, den Sitz stiller, häuslicher Glückseligkeit, verlassen, als sie sich von den Personen, die ihren Herzen so theuer waren, losreißen und nun als

... und die Nachbarn entließen.



Zernikow wird arretirt, seine Frau fällt in Ohnmacht, und die Nachbarn entfliehen.



Verwiesene in ein fernes, unwirtbares Land hinglehen mußten. Der Mensch reißt sich so ungerathlos von den Gegenständen, die ihm in den verschiedenen Aufstößen seines Lebens bekannt und befreundet geworden sind, hängt mit so kindlicher Liebe an den vertrauten Zeugen seiner Freuden und Leiden! — Daher die freudige Bewegung des Herzens, wenn wir Gegenstände und Personen wieder erblicken, die uns in den früheren Jahren des Lebens lieb und werth geworden waren.

Begleitet von den Thränen und dem herzlichsten Mitleid des ganzen Städtchens, führen sie zum Thore hinaus, ihrer traurigen Bestimmung entgegen. Nach einer zehnwöchentlichen, höchst beschwerlichen und mühseligen Reise kamen sie zu Tobolsk an. Die schneidend kalte Witterung und der harte, grausame Bezirksobdener, der sie an den Ort ihrer Bestimmung bringen mußte, bereiteten ihnen auf dieser Reise unbeschreibliches Leiden und Elend. Dafür konnten sie die Beweise mitleidvoller Theilnahme, die sie bisweilen in den Herbergen erhielten, nur wenig entschädigen; denn im Ganzen wurden sie hart und schände behandelt. Die kleine Nadya ertrug alles Ungemach mit einer unglaublichen Standhaftigkeit. Die Beweise der Geduld und Sanftmuth, die sie bei tausend Gelegenheiten gab, rührten die Aeltern oft bis zu Thränen.

Durch ein Empfehlungsschreiben des Gouverneurs von Katharinsk an den Gouverneur von Tobolsk erhielt der unglückliche Tzernikow vor andern Verwiesenen ganz besondere Vergünstigungen. Er bekam für sich und seine Familie eine Hütte, in der Nähe von Tobolsk, mit einem ansehnlichen Stück Landes, da Andere weit in Sibirien hineingeschickt wurden, und Drei bis Vier immer zusammen in einer Hütte wohnen mußten. Eben so erhielt er die Erlaubniß, sich die nöthigen Bedürfnisse des Lebens einzukaufen und einige Bequemlichkeiten zur Erleichterung seiner Lage verschaffen zu dürfen.

In der Hütte fanden sie ein Strohlager, einen Tisch, eine Bank, einiges Geschirr und das nöthige Jagd- und Ackergeräthe. Einiges andere, schwer zu entbehrende Hausgeräth hatten sie in Tobolsk eingekauft, und die nöthige Wäsche und Kleidungsstücke hatten sie mit aus Nikitin gebracht. Bis ihnen der zur Bebauung angewiesene Acker die nöthigen Nahrungsmittel lieferte, erhielten sie wöchentlich ihre bestimmten Portionen Brod, Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Sonntags Fleisch. Freilich war es kaum hinreichend, den Hunger nur nothdürftig zu stillen; indes man ertrug mit Geduld die Drangsale der Gegenwart und schmeichelte sich mit künftigen bessern Zeiten. — Ach, die süße Hoffnung ist für den Unglücklichen ein tröstender, hülfreicher Engel aus einer bessern Welt, der ihm liebevoll das thränende Auge trockenet, das bekümmerte Herz erleichtert, den sinkenden Muth neu belebt.

Nachdem man dem guten Tzernikow einige Tage Zeit zur Erholung und zur Einrichtung seiner kleinen Wirthschaft gelassen hatte, bekam er seine bestimmte Arbeit. Außer der Bebauung seines Feldes mußte er am Ende jedes Monats

sechs und dreißig Fohel, zehn Hermeline und sechs Füchse abliefern. Körperliche Züchtigung war die Strafe, wenn er die geforderte Zahl nicht lieferte. Man gab ihm jedoch das Versprechen, in den ersten Monaten Geduld und Nachsicht mit ihm zu haben, bis er erst einige Uebung in diesem Geschäft erlangt haben würde.

Mit dem aufbrechenden Morgen zog Tzernikow aus, mochte die Kälte auch noch so schneidend seyn, der Wind auch noch so heftig aus dem eisigten Norden herwehen. Ost war der Schnee während der Nacht so tief gefallen, daß seine Hütte ganz eingeschneiet war, und daß er sich erst mit vieler Mühe einen Weg aus derselben bahnen mußte. Unterdeß er nun die wüste Gegend durchstreifte, die ausgestelltesten Schlingen und Fallen untersuchte, und, im Schnee eingeschneiet, auf seine Beute lauerte, holte sein treues Weibchen Wasser aus einem fernen Fluße, dessen dicke Rinne sie erst mit großer Mühe weghauen mußte, schaffte Holz aus einem weit entlegenen Walde herbei, beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten, die sie im Sommer nach Tobolsk zum Verkauf trug, unterrichtete ihre Tochter in nützlichen Geschäften, im Christenthum, im Schreiben, Lesen u. dgl. — O wie groß war die Freude, wenn der liebe Mann mit einer glücklichen Ausbeute zurückkam, seine erstarren Glieder am wärmenden Feuer wieder belebte, seine kargliche, durch Hunger gewürzte Nahrung einnahm, und sich von der heißen Nadya erzählen ließ, was sie wieder Neues gelernt oder fertig hätte. — Am Abend kamen gewöhnlich einige Verwiesene aus der Nachbarschaft zu ihnen; indes Tzernikow liebte ihre Besuche nicht; denn sie waren größtentheils rohe, ungebildete und sittenlose Leute. Sie merkten es auch bald, daß ihre Gegenwart der Familie lästig und unangenehm war, und kamen nicht wieder. Nur einen unter ihnen, Namens Lypansk, hatten sie lieb gewonnen. Es war ein junger wohlherzogener Mann, der sich durch eine rasche, unbedachtsame Handlung eine zehnjährige Verbannung zugezogen hatte. Er kam sehr oft zu ihnen, ging mit Tzernikow gemeinschaftlich auf die Jagd, und wurde zuletzt als ein Mitglied der Familie angesehen.

So traurig und langweilig die böse Winterzeit (die in den dortigen Gegenden sieben bis acht Monate anhält) für unsere armen Verwiesenen auch hinsichtlich; so erfreulich und angenehm eilte ihnen doch die schöne Zeit des Sommers dahin. Neues Leben kehrte in sie zurück, wenn der Schnee dahin schmolz, wenn sich die harte Rinne der Erde erweichte, wenn die Sonne erwärmende Strahlen auf sie herabsenkte und sich das stärkende Grün des Grases aus der Erde hervordrängte. Dann ergriff Tzernikow den Pflug, lockerte die Erde und streute mit freudiger Hoffnung den Samen aus. Sein Weibchen nahm den Spaten, durchgrub einen kleinen Garten und legte Samen zu Kohl und Kürben. Dann ging sie mit ihrer Nadya nach Tobolsk, verkaufte, was sie den Winter über gestrickt, genäht und gesponnen hatte, und kaufte wieder Vorräthe für den kommenden Winter.

Durch diesen Handel gewann das sorgsame Weib so viel, daß sie sich nicht nur mit des Lebens Nahrung und Nothdurft versehen, sondern auch ihre kleine Wirthschaft vergrößern und sich zwei Knechtstiere und einen Schlitzen anschaffen konnte. Tzernikow bekam in der Folge auch so viel Gewandtheit und Geschicklichkeit in seinem Geschäft, daß er weit mehr Sobel fing und schos, als ihm vorgeschrieben war. Das Geld, das er aus dem Verkauf derselben löste, wurde ebenfalls zur Erweiterung der Wirthschaft angelegt. Dadurch verbesserte sich ihr Zustand in einigen Jahren so sehr, daß sie bei ihrem genügsamen Sinn recht zufrieden und glücklich leben konnten. — Es gehört wahrlich nicht viel dazu, um zufrieden zu leben. Wenn es in unserer Seele ruhig ist, wenn wir nur ein gutes, vorwurfsfreies Gewissen haben, wenn wir nur immer in einem glücklichen Einverständnis mit Gott gelebt und die frohe Ueberzeugung haben, daß kein menschliches Auge über unsere Handlungen Thränen des Kammers weint: o dann können wir alle Leiden und Unglücksfälle des Lebens standhaft ertragen, können den Zerrüttungen der Welt mit stiller Ruhe zusehen und ohne Furcht zu dem allweisen Regierer unserer Schicksale emporblicken. — O meine lieben Leser, bewahrt Euch diesen köstlichen Schatz; erhaltet Euer Herz rein von dem Schmutz des Kasters; beschweret Euer Gewissen nicht mit dem Bewußtseyn einer unedlen That. Was dann auch in dem Schooß der Zukunft für Euch verborgen liegen mag, die Ruhe der Seele, der Friede des Herzens wird Euch nicht fehlen. Wie unserm guten Köhler wird Euch auch da nun die Quelle der Zufriedenheit und Glückseligkeit noch fließen, wenn Ihr, unschuldig verfolgt, als ein Opfer feindseliger Leidenschaften anderer Menschen fallen solltet.

Zehn Jahre lang hatte Tzernikow mit Frau und Tochter in der Verbannung gelebt, und obgleich sich sein Zustand mit jedem Jahre verbesserte, die Wirthschaft sich nach jeder Ernte erweiterte; so sehnte er sich doch oft recht sehr nach seiner lieben Heimath zurück. Er war ein Verwiesener, ein Gefangener, der köstlichen Freiheit beraubt, in den Augen der Welt ein Verbrecher, der frechen Willkür seiner Aufseher Preis gegeben. In diesem kalten, stürmischen Lande hatte er täglich mit unsäglichen Beschwerden und Gefahren zu kämpfen, mußte der armen Natur Alles durch die größten Anstrengungen abzwingen. Dabei regte sich oft in seinem Innern der Trieb nach Geselligkeit, nach dem vertraulichen Umgang gleichgestimmter Freunde. Er fühlte auch, daß die Kräfte seines Körpers merklich dahinschwanden, daß seine Gattin nur mit Mühe die Sehnucht nach ihrem Jugendlande unterdrückte, und daß seine Tochter trübe Gedanken in ihrer Seele verliese. „Ach nirgends,“ sagte er oft zu sich selbst, „nirgends scheint doch unser Gottes Sonne so schön und lieblich, als wo sie zuerst uns schien; nirgends athmet man doch so froh und frei, als in dem theuren Vaterlande. Sieh mir nur dort, o gütige Vorsehung! des Lebens dringendste Bedürfnisse; erhalte nur mir und den Meinigen ein unyerdorbenes Herz

und einen gesunden Körper; aber verleihe mir auch das herrliche Gefühl der Freiheit. Ach ich fühle es wohl, der Slave verliert Alles in seinen Ketten, zuletzt wohl gar das Verlangen, ihrer los zu werden. — Was wird hier mein Loos seyn, wenn ich schwach und hilflos werde; wenn mich oder einen der Meinigen eine Krankheit auf das Schmerzenslager wirft? — Ach es ist hart, sehr hart, in einem fernem Lande, unbekannt und mitleidslos, ein mühseliges Leben hinschleppen zu müssen!“ — So sprach er oft in trüben Stunden, die auch der beste Mensch nicht immer von sich verschrecken kann.

Nahyda, die zu einem schönen, jugendlich blühenden Mädchen herangewachsen war, hatte längst den Trübsinn des Vaters und den innern Kampf der Mutter bemerkt, und der Vorsehung, der längst in ihrer Seele gekimt hatte, reifte fest zum festen Entschluß. — Auch in Sibiriens Wüste war der Ruf von dem edlen, menschenfreundlichen Alexander gedrungen. Zu ihm wollte sie hinziehen, und zu seinen Füßen Erlösung für ihre armen Aeltern ersehen.

Diesen Entschluß theilte sie ihren Aeltern mit, fand aber bei ihnen den hartnäckigsten Widerstand. Die Gefahren einer so weiten Reise, das Gewagte der Unternehmung, die Furcht, das theure Kleinod ihrer Liebe zu verlieren — das Alles bewog sie, die Tochter recht dringend zu bitten, ihren Plan aufzugeben. Aber Nahyda hatte keine Ruhe, ihre Seele war beständig mit der Rettung ihrer Aeltern beschäftigt. Alle Heiterkeit ihres Geistes war dahin, es kam fast kein Schlaf in ihre Augen. Durch Bitten und Thränen brachte sie endlich ihre Aeltern dahin, daß sie in ihre Abreise willigten. Mit dem anbrechenden Sommer trat Nahyda ihre Reise nach der Kaiserstadt an.

Der Abschied kostete beiden Theilen viele Thränen; indeß Nahyda trennte sich mit jenem freudigen Enthusiasmus, den das Unternehmen einer guten That immer einflößt. Sie ging Tag und Nacht, im Sturm und Regen, schonte keine Gefahren und Anstrengungen. Sie hatte ihre Füße durchgegangen, sie fühlte heftige Schmerzen in der Brust; aber das konnte ihre Reise nicht verzögern. Es galt die Rettung ihrer Aeltern, und da kannte sie keinen Aufenthalt. Sie kam endlich ganz erschöpft und entkräftet in Petersburg an, nachdem sie in eilf Wochen vier tausend Werste\*, zum Theil über Steppen und Gebirge, zurückgelegt hatte.

Der Wirth des Gasthofes, in dem sie eingelehrt war und dem sie die Absicht ihrer weiten Reise mitgetheilt hatte, gab ihr den Rath, sich zuerst an die Fürstin Trubazkoi zu wenden, die eine Schwester des verstorbenen Feldmarschalls Rumanzof war, von dem Kaiser sehr geschätzt und wegen ihrer Wohlthätigkeit und Menschenliebe allgemein geachtet sey. — Gleich am folgenden Morgen begab sie sich zur Fürstin, erzählte ihr mit der reizendsten Unschuld und Offenheit das Schicksal ihrer armen Aeltern und den Zweck ihrer Reise.

\* Eine Werst enthält 3400 rheinländische Fuß und zwanzig Werste machen 3 deutsche Meilen, also 1200 Stunden.

„D erbarmen Sie sich unser,“ sagte sie zuletzt, „verstoßen Sie mich armes, hilfloses Mädchen nicht. Ich stehe hier in dieser großen Stadt so einsam und verlassen da. Nehmen Sie sich meiner an, gute Fürstin, helfen Sie dem Kaiser unser Elend vor. Er soll so gut und menschenfreundlich seyn; er wird sich gewiß des Unschuldigen erbarmen. Gott im Himmel weiß es, daß mein Vater unschuldig ist. Zehn Jahre lang hat er geduldet, und noch weiß er nicht, warum er eine so harte Strafe leiden muß.“

Die Fürstin war tief gerührt und versprach die schnellste Hülfe. Sie behielt das Mädchen bei sich und begab sich zu dem Senator Kosodavles, der ein Mitglied der Kommission war, welche der edle Alexander zur Revision der alten Kriminalprozesse niedergesetzt hatte. Es fand in der Registratur weiter nichts, als das Verdammungs-Urtheil der Kaiserin und den Brief des Kaufmanns aus Cherson. Nahyda, die ihren Vater öfters von den unredlichen Absichten desselben hatte sprechen hören, lösete das Räthsel. — Die Kommission erstattete sogleich einen Bericht an den Kaiser, der, gerührt über die kindliche Liebe des Mädchens, den Befehl zur augenblicklichen Befreiung Tzernikow's ausfertigte.

Alexander ließ Nahyda zu sich kommen, empfing sie aufs gnädigste und unterhielt sich lange mit ihr. „Noch nie,“ sagte er zur Fürstin Terubakoi, „habe ich ein weibliches Wesen gesehen, aus dessen Augen die reinste Unschuld, aus dessen Worten die lauteste Wahrheit und Natürlichkeit so schön und rührend gesprochen hätte, als aus den Augen und Worten dieses Mädchens.“ — Der ganze Hof wollte das reizende Mädchen aus Sibiriensehen, und Jedermann bewunderte in ihr die so seltene Vereinigung einer so großen Charakterstärke mit der auffallendsten Einfachheit der Sitten.

Dem Kaiser und den Vornehmen des Hofes reichlich beschenkt, fuhr sie mit der Fürstin nach Hause. Am folgenden Morgen hielt ein Wagen des Kaisers vor der Thür, und Nahyda wurde ein Befehl an alle Postämter, sie so schnell als möglich, auf Kosten des Kaisers, weiter zu befördern, überreicht. Ein Brief an den Gouverneur von Tobolsk enthält den Befehl, den Vater Nahyda's sogleich

in Freiheit zu setzen, ihm viertausend Rubel auszugeben und ihn auf eine bequeme Art nach Petersburg zu schicken.

Nahyda weinte Thränen des Danks und der Rührung an dem Halse der Fürstin, setzte sich dann mit einem Gefühl unaussprechlicher Seligkeit in den Wagen, und fuhr dahin, wo man sie mit ängstlicher Ungeduld — bald mit freudiger Hoffnung, bald mit bangter Furcht erwartete. Nach einer glücklichen Reise von vier Wochen lag sie in den Armen ihrer Aeltern. Es war eine Szene, bei deren Anblick die Engel im Himmel Thränen der Bönne weinen.

Mit gerührtem Herzen verließ die brave Familie ihre kleine Hütte, den Garten, das Feld, die Gegend, die zehn Jahre lang Zeugen ihres stillen Duldens, ihrer mancherlei Leiden und Freuden gewesen waren. Der Gouverneur von Tobolsk empfing sie mit ausgezeichnete Achtung, behielt sie einige Tage lang bei sich und sandte sie dann in einem bequemen Fuhrwerk nach Petersburg.

Als dem Kaiser Tzernikow's Ankunft gemeldet wurde, ließ er ihn sogleich zu sich kommen und ließ die Geschichte seiner Verbannung umständlich erzählen. Der Kaiser hatte sich schon vorher in Nikitin und bei Tzernikow's ehemaligen Vorgesetzten nach seinem Wandel und Charakter erkundigen lassen, und von allen Seiten lauter gute und rühmliche Zeugnisse erhalten. Er entließ den ehrlichen Mann mit den gnädigsten Ausdrücken, und machte ihn kurze Zeit darauf zum Ober-Zoll-Revisioner der sämmtlichen Unieper-Zölle. Diesen Posten verwaltet Tzernikow noch jetzt, geachtet von seinen Obern, geliebt von seinen Untergebenen und werthgeschätzt von allen seinen Freunden und Bekannten.

Der Kaufmann aus Cherson war einige Jahre vor Tzernikow's Befreiung gestorben, sonst würde er der gerechten Strafe für seine boshafte Verläumdung nicht entgangen seyn.

Nahyda lebt jetzt als Kupansk's glückliche Gattin, der zwei Jahre früher als Tzernikow nach Russland zurückgekehrt war, und von seinem nicht unbedeutenden Vermögen zu Moskau eine Handlung angelegt hatte, die jetzt im schönsten Flor steht.

## U e b e r s i c h t

### der Weltbegebenheiten vom Julius 1810 bis Julius 1811.

„So günstig das Jahr 1811 für den Haas und den Weindauer seyn mag, so ungünstig ist es gewesen für uns arme Kalendermacher,“ sagte ich neulich zu meinem Gevattermann dem Schulmeister Slegmund Weinholt von Krautdorf, in der Standesherrschaft Rügenheim,

als ich mit ihm im Löwen zu Dinglingen zusammentraf, „denn für uns taugen die Jahre nicht recht, wenn man nicht auch hört von Kriegen und Kriegsgeschrey, von Schlachten, Pestilenz, Erdbeben, Hagelschlag und Ueberschwemmungen, u. dieses Jahr ist alles so fried-